

(Nachdruck verboten.)

21

## Die bunte Reihe.

Berliner Roman. Von Fritz Mauthner.

Inzwischen hatte der Lehrer die kalte Suppe ausgeteilt und erinnerte sich wieder einmal zu spät, daß Siegfried in seiner tadeluswerten Gier das Tischgebet vergessen hatte. Bohrmann war ein bißchen freidenkend, aber nicht zu sehr, und nur mit schlechtem Gewissen.

Er legte seinen Vössel wieder hin und sagte streng:

„Siegfried!“

„Was soll ich?“ stöhnte der Junge undeutlich, während er, sich überstürzend, einige Vössel nahm.

„Vater,“ lenkte Lenchen ein, „Friede hat das Tischgebet vorhin gesagt, wie wir warten mußten und eine Schrippe bekamen. Wirklich und wahrhaftig! Wir haben es sogar beide aufgesagt. Und Mama auch. Und darum haben wir jetzt gleich angefangen.“

Siegfried löffelte weiter, aber dabei fand er noch die Möglichkeit, zu weinen und langsam hervorzustossen:

„Nein, Papa, ich habe das Tischgebet . . .“

„Friede!“ rief Lenchen drohend, und es blickte abscheulich boshaft in dem hübschen, blassen Gesichte auf.

„Es ist gut,“ sagte Bohrmann, „aber Du weißt, Lenchen, Du sollst nicht Friede zu ihm sagen. Er heißt Siegfried, und zwar zu Ehren des deutschen Nationalhelden, welcher als ein Sonnenjahn Niesen und Drachen überwand, unverwundbar war und von dem Schwarzelfen ungebracht wurde.“

„Vater,“ fragte Lenchen, „wenn er unverwundbar war, wie haben sie ihn unbringen können?“

Bohrmann hörte wieder nicht zu. Er bewegte den Suppenlöffel im Takte auf und nieder und murmelte wie in poetischer Verzückung:

„Sonnensöhne, Weiberschöne, Schwertgezückte, Weibertücke.“

Unwillkürlich fuhr er mit der linken Hand über den blonden Nuschelkopf Siegfrieds und blickte ihn froh an, als wollte er sagen: So einen Vater hast Du. Und was wird erst aus Dir werden unter seiner Leitung!

Die Frau war barfuß hinausgeschlurft und hatte jetzt, als sie mit einer dampfenden Schüssel hereinkam, alte Filz-pantoffel an.

„Das kommt von Deiner Unordnung,“ und sie setzte das Gericht hart auf den Tisch, als ob ihr die Last zu schwer gewesen wäre. „Nichtig haben sie ein bißchen angefeht. Kaum zu spüren, aber bei Dir wird sich natürlich wieder das Dach heben.“ Sie schob die leeren Suppenteller einfach beiseite und legte vor.

„Nicht zu viel, bitte, Mama,“ rief Lenchen. „Du weißt, von Schweinebauch kann ich nie viel essen.“

„Von gar nichts kannst Du was essen. Da, hier hast Du ein mageres Stück. Das Fette lege ich Frieden zu, oder hast Du auch zu mäkeln?“

Der Junge stürzte über das Essen her und kreischte:

„Zu heiß! Und ich habe solchen Hunger.“

„Ein gesitteter Mann, lieber Siegfried, muß sich in früher Jugend beherrschen lernen, denn die Gier ist die Erzfeindin aller Tugenden. Gierige Menschen sind selten tugendhaft. Man könnte auch sagen: Wer gierig ist, der ist der Tugend bar. Verstehst Du das, mein Siegfried?“

„Ja, Papa. Aber Schweinebauch esse ich so fürchtbar gern, und er ist zu heiß!“

Der Lehrer war wieder wie geistesabwesend und aß, was die Frau ihm auf den Teller gelegt hatte.

Sie selbst hatte vor einer Stunde für sich und Lenchen einen süßen Eierkuchen gebacken und aß jetzt nur etwas Brot und Fett.

„Wie ist etwas gut genug für sie, und Du bist der Schlimmste.“

„Wo denn? Was denn?“ fragte Bohrmann.

„Wo warst Du denn schon wieder?“ fuhr sie ihn an.

„Von wo kommst Du herunter? Vom Kronleuchter? Wo kommst Du her? Aus dem Mustopf wie's mir scheint.“

„Das wäre wohl möglich,“ sagte Bohrmann mit einem guten Lächeln, „da für Euch ein Glas mit Eingemachtem oder ein Mustöpfchen, wie Du es nennst, eine hohe Wonne

ist und ich eben aus dem Himmel meiner Träume in diese Welt unter Euch trete; so könnte man volkstümlich sagen. . . . Wie denn? Was denn? Nein bitte, Gilde, heute nicht! Es ist heute der Geburtstag meines Erstlingswerks. Mein hohes Lied ist heute geboren worden.“

„So bist Du endlich fertig? Gott sei Dank.“

„Ich hatte noch die letzten Worte niederzuschreiben. Weißt Du, liebe Gilde, wißt Ihr, liebe Kinder, die letzten Worte meines Erstlingswerks, worauf dann der Vorhang fällt und die Menschen im Theater aufspringen und mit ihren Händen zusammenschlagen. . . . O Gott, o Gott!“

Der Lehrer war selber aufgesprungen und stellte sich ans offene Fenster.

„Jemand ein Geräusch hat mich unterbrochen, ein Ruf von der Straße. So habe ich die letzten Worte für den Nachmittag gelassen. Die letzten Worte brauchen immer eine besondere Stimmung. Sogar Frau Jose hat mir gesagt, es käme aufs Schlußwort an.“

„Die!“

„Ja, Mascha Jose. Und so kann ich wohl sagen, meine Kinder, daß Euer schlichter Vater ein Werk vollendet hat, na, noch nicht vollendet, um nicht zu lügen, das dauerhafter sein wird, als Erz und Verträge. Ihr alle habt mitgeholfen, ihr beide durch Euren Gehorsam und Eure Güte; auch Du, Gilde, durch tägliche kleine Opfer. Alle habt Ihr geholfen, dafür wird Euch das Werk auch Ehre machen. Wartet nur, wartet nur! Wenn Du in die Schule kommen wirst, Siegfried, und einer meiner Kollegen wird Dich fragen, wie Du heißest, und Du wirst sagen, Siegfried Bohrmann, und der Lehrer wird fragen, welches Bohrmann Söhnchen Du darfst, ob gar des Dichters Bohrmann? dann wirst Du sagen können, ja wohl, Johannes Bohrmann, der Dichter Bohrmann ist mein Vater. Wartet nur, wartet nur!“

„Wenn Du fertig bist, Papa,“ sagte Siegfried, „dann kriegt Mama ein Pflischsofa und Lenchen einen alten Handschuhkasten mit nackten Bengeln. Kriege ich auch was, wenn Du fertig bist? Ich will ein Schaufelpferd, Papa, wenn Du wirklich fertig bist!“

„Was ist das mit dem Pflischsofa?“ fragte Bohrmann zerstreut.

„Na ja,“ sagte die Frau, „ich habe den Kindern erzählt, jetzt würde alles anders werden im Hause. Ich werde den Kindern doch noch erzählen dürfen, daß Du ein großer Mann bist und uns alle glücklich machen wirst und daß ich ein Pflischsofa bekomme. Das wäre noch besser. Hochachtung sollen sie vor Dir haben und Dir nicht auf dem Kopf herumtanzen.“

„Ja wohl, liebe Kinder, da hat Eure Mutter recht. Der Dichter steht auf dem Gipfel der Menschheit und braucht sein Haupt vor keinem Fürsten zu beugen, wenn der nicht gerade ein Mäcen ist. Mit Königen und Kaisern speist der Dichter zu Tische und Admiretten reichen ihm zum Lohne für eine Vorlesung die Rose von ihrer Brust.“

„Wirst Du auch beim Kaiser essen?“ fragte Siegfried.

„Schweinebauch? Bekommen Prinzen so oft sie wollen?“

„Gieb ihm noch ein Stückchen, Gilde, es ist heute ein so seltener Tag. Und ich kann und darf nicht mehr essen. Die Schwingen des Genius dürfen nicht träge werden durch allzu üppiges Leben.“

„Natürlich wieder für Siegfried! Ob ich mich satt gegessen habe, daran denkst Du natürlich nicht!“

„Aber Gilde!“

„Mama meint doch nur, daß Friede schon pumpfakt ist, daß Siegfried schon genug hat, will ich sagen. Ich doch noch, Vater. Du wirst sehen, Du wirst dann schneller fertig.“

Bohrmann küßte Lenchen auf das rötlich blonde Haar, zwang sich zerstreut zu einigen Wiffen und ging dann plötzlich in sein Schlafzimmer zurück. Die andren beendeten das Mittagessen. Frau Bohrmann führte noch langsam ein Stück Schrippe zum Munde und knabberte trümmertisch daran. Lenchen ordnete die Vohnen zu einem Stern, und Siegfried bekam noch einen Vössel voll.

Als niemand mehr aß, fing Lenchen zu schmeicheln an.

„Liebste, beste Mama, weil doch Vater fertig ist und so bergnügt darüber und zur Feier des Tags . . . darf ich Kirschkuchen holen?“

„Machstake! aber nur zwei Stück.“

„Mich auch!“ brüllte Siegfried.

„Ob der Bengel mich nicht noch 'mal umbringen wird — Du kannst mitgehen. Und Du, Lenchen, sag' dem Bäcker, daß die Schrippen wieder ganz schwarz waren. Wenn er nicht bessere Backware schickt, so zahle ich die Rechnung, sagst Du, und gehe von ihm ab.“

„Du zahlst die Rechnung und gehst von ihm ab, gut, Mama.“

„Ja, und recht pafsig wirst Du es sagen. Und die Kirchfuchen kannst Du gleich bezahlen, und daß Ihr mir nicht bummelt! In zehn Minuten seid Ihr wieder da!“

Nach einigen Puffen, mit welchen sie an der Thür um den Vortritt kämpften, eilten die Kinder fort. Frau Bohrmann gähnte und blickte unschlüssig bald auf das Tischgeschirr, bald auf ihre Handarbeit. Endlich legte sie beide Hände unter den Hinterkopf, lehnte sich zurück und starrte die Decke an. Sie dachte ungefähr:

„Wer weiß, am Ende wird es was mit dem da, was er da schreibt. Ein gutes Schaf trotz alledem.“

Plötzlich fuhr sie auf. Die Glocke im Flur hatte angeschlagen. Das konnte eine Rechnung sein oder Frau Mascha Lose. Frau Bohrmann schüttelte rasch Schüsseln und Teller und Bestecke übereinander und trug alles in die Küche. Dort zog sie eine gelbe, baumwollene Bluse an, mit großen, schwarzen Tupfen, und öffnete.

„Ach, wie entzückend, gnädige Frau, daß Sie sich wieder zu uns heraufbemühen!“

## II.

Frau Mascha Lose war ein bildhübsches, kleines Persönchen von etwa dreißig Jahren. Sie trug ein elegantes, lustiges Sommerkleid von blaßlila Halbseide. Kindlich blickten ihre grauen Augen aus dem runden, leise gepuderten Gesichtchen und kindlich hing ihr unter dem Hütchen ein schelmischer Mozartopf herunter.

Die Frauen küßten einander. Frau Bohrmann war jedesmal lebhaft erfreut, fast aufgereggt, wenn Mascha Lose ihre Wohnung betrat. Ihre Erscheinung schmeichelte allem, womit der träge Geist von Frau Bohrmann sich schmeicheln ließ. Denn erstens war Mascha Lose eine reiche Frau und zweitens hatte sie — das stand fest für Hilde vom ersten Tag — ein Verhältnis mit dem Lehrer.

Hilde zweifelte nicht einen Augenblick daran, daß ein Verhältnis bestand; sie stellte sich das vom ersten Tage an so vor, aber nicht, weil sie etwa eifersüchtig war, sondern gerade, weil sie dieses Gefühl gar nicht kannte. Sie war nur furchtbar neugierig und hätte viel darum gegeben, erfahren zu können, was diese reiche Frau mit den beneidenswerten Kleidern und dem großen Verkehr an Bohrmann eigentlich fand, und dann, wo die beiden sich wohl trafen und wie sie zu einander standen. Es stößte ihr beinahe Achtung vor ihrem Manne ein, daß eine so reiche Frau sich für ihn interessierte. Das konnte einmal vielleicht sehr wertvoll werden, wenn sie auch ihrem Manne natürlich keine Schlechtigkeit zumute. Aber schon jetzt, wie waren die kleinen Geschenke angenehm und wie brauchte man sich gar nicht zu bedanken, weil man doch die Frau war und Mascha Lose nur die Freundin oder so. Auch war es reizend, wenn man eine von den andren Lehrersfrauen auf dem Markte traf oder sonst wo und von dem intimen Verkehr der Frau Lose erzählen konnte.

Der Reichtum von Mascha Lose: dieser Gedanke war es, der Hildes Phantasie ganz erfüllte, sobald sie den fremdartig klingenden Namen hörte. Sie wußte auch sonst nicht viel von ihr. Daß Mascha selbst, ohne ein Wort Polnisch zu verstehen, von dem polnischen Blut in ihren Adern sprach und sich darum Mascha nannte, und daß sie die Frau des bekannten Brauereibesizers und Stadtverordneten Lose war. Und von Lose wußten sogar diejenigen Gemeindelehrer, die auf kein Tagesblatt abonniert waren, daß er die Brauerei Gesundbrunnen geerbt, daß er sie dann durch seine Geschäftstüchtigkeit vergrößert und in eine Aktien-Gesellschaft umgewandelt hatte, daß er diese Brauerei nach wie vor leitete und sich sonst an allen großen gemeinnützigen Bestrebungen Verlust beteiligte. Es ließ sich schwer sagen, was seinen Namen so populär gemacht hatte: seine Teilnahme an der Stadtverwaltung, sein volkstümliches Strebertum, seine prächtigen Pferde, die Gefallsucht und die Kleider seiner Frau oder die helle Farbe seines Bieres, des Lose-Biers.

Viel mehr wußte Hilde nicht von Mascha Lose.

Auch von deren Beziehungen zu Bohrmann wußte sie naturgemäß nicht mehr, als die beiden ihr anvertraut hatten.

Das kennt man ja. Die eigne Frau erfährt alles zuletzt. Niemand wird es ihr auf die Nase binden.

Während der letzten Oktoberferien hatten Berliner Gemeindelehrer ein Turnfest gefeiert, im großen Garten der Brauerei Gesundbrunnen. Herr Lose war der Gastgeber gewesen. Frau Lose hatte eigenhändig die Preise verteilt, umgeben von einigen Freunden und Freundinnen. Damals mußte die Sache angefangen haben. Auch der Lehrer Johannes Bohrmann hatte einen Preis bekommen, für seine untadelige Bauchwelle. Er war wie berauscht nach Hause gekommen und hatte bis spät in die Nacht von seinem Erfolge erzählt, vom Lose-Bier, von dem wunderbaren Kleide der Frau Lose, dessen Farbe er sich nur nicht gemerkt hatte, von dem göttlichen Lächeln, mit dem sie ihm den Preis gereicht hatte, einen kleinen Cigarettenbehälter von russischem Neusilber, den Preis für die beste Bauchwelle. Bohrmann rauchte zwar nicht, auch jetzt noch nicht, aber wie verrückt hatte er sich damals benommen. Gerade an jenem Abende. Und gerade seit jenem Abende war er, sobald er mit Hilde allein war, verlegen und scheu wie in seinen lächerlichen Bräutigamstagen. Na ja.

Frau Mascha hatte ihn damals nicht nur als den Turner lernen gelernt, sondern auch schon als einen Dichter. Unter den Festliedern war der Sang auf die deutsche Turnerei — nach der Melodie: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin“ — von ihm gewesen, und vierzehn Tage später war in der „Allgemeinen Lehrer-Zeitung“ ein Festbericht aus seiner Feder erschienen. Darin war zu lesen gewesen: „... Auch die edle Gattin unsres Mäcen dürfen wir nicht völlig mit Stillschweigen übergehen. Wie eine geborene Fürstin — wenn man uns das ungewohnte Fremdwort gestattet — so hohelegant verteilte Frau M. L. die sinnig ausgewählten Preise, die in ihrem ohnehin nicht geringen Werte durch diese Auszeichnung womöglich noch erhöht wurden. Auch bei dem Kränzchen, welches den unvergeßlichen Tag in durchaus heiterer, wenn auch der Würde des Lehrersstands angemessener Weise beschloß, verschmähte die hohelegante Gastgeberin es nicht, sich mit den schlichten Erziehern der Jugend in holdem Reigen zu schwingen.“

(Fortsetzung folgt.)

## Sonntagsplauderei.

Draußen in den Dörfern rinnt und rieselt es jetzt fröhlich und hurtig. Gebildete Leute reden von Matsch, die rohen schimpfen über Dredt, und sunnige Gemüter schauen in den tausend improvisierten Wäglein die Eisläufer, die der Welt das neueste große Geheimnis als die ersten künden wollen — atemlos: der Frühling kommt! Wahrlich man braucht in den jungen Eintags-Basserläufen nicht das Kinder-glück der Entfennung einer gewaltigen Papierflotte auszubeuten, oder schadenfreudig als hochmütiger Schleiher in gediegenen Gummischuhen den Andrang des Feindes zurückweisen — und tam sich doch der lustigen Wasserwirtschaft freuen, die ohne ministerielle Aufsicht und Leitung, ohne etatsmäßige Bewilligung und ohne Beglaubigung durch die Generalstabskarten sich plötzlich kraft des schmelzenden Schnees entwickelt hat. Es ist kräftige Regsamkeit in dem Spiele der Kimmfale. Diese gleiche, polierte Ebene wird aufgehoben; man gewahrt, daß es auch hier winzige Höhen und Täler giebt, ein munteres Auf und Ab, so daß die Tauwässerchen geschwind in übermütigen Bogen, Windungen und Verschlingungen vorwärts huschen, wie verkleinerte richtige Harzbäche — und selbst ein feinstimmiges Plätschern und Glucksen vernimmt das sorgsam laufende Ohr.

Ueber den Frühlingswässern des märkischen Sandes aber tanzt in verschleiertem Glanz die zum ersten Mal wieder wärmende Sonne mit ihren Krokus- und Priemelstrahlen. Das Ainen, das wir schier vergessen hatten, strömt frei aus der erlösten Brust, und im Trinken der verjüngten Luft kosten wir die Seligkeit der Götter, die an jedem Morgen das Geschenk der Jugend neu erhalten. Wir breiten die Arme und umfassen das Licht, und der milde, weich schimmernde Himmel scheint uns ein Lager zu breiten, das lacht, die gefesselten Glieder zu strecken und in sorglosem Schlummer zu entschlachten. Märzenzauber!

Könnt Ihr Euch vorstellen, daß selbst ich verhärteter Sünder allzu ausschweifender Jugendhaftigkeit in diesen Tagen der Vorfrühlings-Gaukeleien für Stunden den Fluch vergessen konnte, der auf meinem Dasein lastet? Ihr werdet es unmöglich glauben, wenn Ihr erst wisset, wie furchtbar der Fluch ist. O meine 56 Millionen Deutschen, die Ihr sämtlich meine Geständnisse allsonntäglich lesen oder Euch vorlesen lassen solltet, wenn Ihr noch Sinn für das Höhere hättet, ich will Euch beichten, Ihr sollt mich meiner Qual entnehmen, wenn Ihr könnt. Ich muß Euch das schaurige Geheimnis anvertrauen, das mich peinigt. Jahrzehnte lang trollte ich ahnungslos durchs Leben, um vor sechs Tagen das Schreckliche zu entdecken, dessen Erkenntnis mir seitdem die Nachtruhe raubt und

mir für die kurzen Sekunden des bannenden Märzenzaubers einen Gottesfrieden läßt: Ich habe . . . ich bin . . . mir ist . . . Ich bitte nur starknervige Personen, wie etwa die Gardinenpredigtweiblein, weiter zu lesen, und ich erkläre ausdrücklich, daß ich für keinen durch unvorsichtiges und unbefugtes Weiterlesen etwa entstehenden Schaden ankommen und mich auch nicht bereit erkläre, ohnmächtig werdende, wenn auch noch so berückend schöne Leserinnen in meinen Armen aufzufangen. Nur die Kervenahtleten haben das Recht, das Schaurige zu vernehmen, und auch sie müssen sich auf alles gefaßt machen. . . . Ich habe . . . ich bin . . . mir ist . . . Haltet Euch fest . . . Mir fehlt ein Sinn!!! Mir — fehlt — ein — — — Sinn!!!!

Wie ich zu dieser niederschmetternden Entdeckung gekommen bin? Höret! Ahnungslos studierte ich wieder einmal einen Prozeßbericht. Ihr wißt ja, daß es nichts Schöneres giebt, als so einen gediegenen Mordprozeß durchzulesen; der Gerichtsparlamentarismus erreicht zum Unterschied von den sonstigen Parlamentarismussen die Seele und erquidit den Leib. Wenn man schon selber nur sehr gelegentlich Verbreden verübt, so ist es doch wenigstens einem vergönnt, platonisch unter den kriminellen Adelskraftmenschen zu leben — dank den Prozeßberichten.

In dem Prozeß, den ich meine, trat nun, wie das oft geschieht, ein Zeuge — es kann auch eine Zeugin gewesen sein — auf und beschwor auf den heiligen Eid, er habe vor zehn Monaten nachmittags 3,41 Minuten einen Mann auf der Straße vorübergehen sehen; der habe einen braunen weichen Hut, einen grauen Rock, gelbe Beinkleider, eine bläuliche Krawatte und Halbschuhe mit einem Nieser an der rechten Seite des linken Stiefels getragen und dieser Mann sei kein anderer als eben der Angeklagte. Das nahm der Zeuge oder die Zeugin auf den heiligen Eid, und da das Zeugnis von einer achtbaren, durchaus glaubwürdigen und völlig unvorbestraften Persönlichkeit abgelegt wurde, machte die Aussage auf die Geschwornen, den Staatsanwalt und die Richter einen tiefen Eindruck. In dem Bericht liest man deshalb an dieser Stelle in Klammern auch das stimmungsvolle Wort: Bewegung!

Als ich gespannt in der Lektüre fortfahren wollte, da klemmte sich plötzlich zwischen mich und das Zeitungsblatt ein tödlicher Einfall, der mich nicht wieder los ließ, und dieser Einfall redete ungefähr so zu mir: „Werter Joe! Du liest den Bericht so gedankenlos hin und brüchst nicht in Erstaunen aus über die geniale Geisteskraft jenes Zeugnis ablegenden Individuums, das die Kleidung eines Manns nach Monaten genau zu beschreiben vermag, den es nur einmal flüchtig gesehen. Könnest Du so etwas?“

„Na und ob,“ antwortete ich hochmütig. Der Einfall aber grinste boshaft und fuhr fort: „Nur keine Einbildungen, geschähter Joe! Ich will von Dir gar nicht die überirdische Geistesstärke jener Person verlangen. Nur etwas unendlich Einfacheres, Leichteres sollst Du thun. Sage mir, Joe, ich irre mich doch nicht, wenn ich behaupte, daß Du seit Jahren Tag für Tag Stundenlang mit denselben Menschen zusammen sitzt.“

„Aber selbstredend!“ „Nun also“ — und dabei schnitt der Einfall eine rucklos teuflische Grimasse — „verrate mir gefälligst, welche Farbe haben die Anzüge Deiner Gefährten? Nur die Farbe wünsche ich zu wissen. Ich bin nicht so unbescheiden, Kenntnis von Dir über den Schnitt, die Kragenweite und die Stiefelform zu verlangen. Nur die Farbe!“

„Kinderleicht,“ rief ich munter, „Du scheinst mich für einen Idioten zu halten.“

„Bitte, es kommt auf den Beweis an. Fangen wir der Reihe nach an. Stelle Dir zuerst den Wilhelm Schröder vor — welche Farbe hat sein Anzug?“

„Welche Farbe der Anzug Wilhelm Schröders hat — das ist doch ganz gewiß, er ist — hm! — äh! äh! . . .“

„Hm und äh sind keine Farbenbezeichnungen,“ spottete der Einfall.

„Verdammt, ich weiß es nicht!“ Ganz erschöpft von marterndem Grübeln und tief gethrüschert wegen meiner Unfähigkeit gesteh' ich es endlich.

Und der Einfall examiniert unbarmherzig weiter — immer mit dem gleichen Erfolg. Von niemandem wußte ich auch nur die Farbe seines Rocks anzugeben. Welch eine beläubende Entdeckung! Jeder Zeuge vermag vor Gericht das Aussehen eines Menschen bis in alle Einzelheiten zu beschreiben, auch wenn er ihn vor zehn Jahren nur einen Augenblick geschaut hat, und ich weiß nichts, gar nichts von dem Aeußeren der Personen, mit denen ich täglich an einem Tisch zusammen sitze.

Seitdem hasse ich die Welt und verfluche mein Dasein. Ich bin ein Krüppel, ein Fragment, ein Torso, ein ausgebraunter Dachstuhl. Mir fehlt der wichtigste Sinn, den der moderne Mensch benötigt: der sensus processualis. Niemals werde ich einen Mörder überführen können, niemals werde ich bei Geschwornen, Staatsanwälten und Richtern Bewegung hervorzurufen, ich bin mit Eidesblindheit geschlagen, ich werde stets den Schwur verweigern müssen, ich werde den Rest meines Lebens ein Semester nach dem andern in Zeugniszwanghaft vertrauern. Und wenn mir diese Hast zu einmüdig wird, dann werde ich schließlich doch einmal Zeugnis ablegen, ich werde schwören, daß ich vor 2½ Jahren einen Mann gesehen habe, der Nieser an den Schuhen und Schnupftabak in den Nasenlöchern hatte und daß dieser Mann zweifellos mit dem Angeklagten identisch sei. Und dann wird der Angeklagte durch andre Zeugen beweisen, daß er

niemals Nieser und Schnupftabak gehabt habe, und ich werde als ohnehin schon verdächtiger Mensch einen Meineid geleistet haben und ich werde ins Zuchthaus wandern. Wenn ich aber wieder herauskomme, werde ich einen Mord begehen, dann werden andre Zeugen Meineide leisten. Und im Triumphgefühl der so gelungenen Rache werde ich auf dem Schafott enden . . .

O Menschheit und Publikum, nimm dir an meinem düsteren Schicksal ein warnendes Exempel. Uebe früh und spät den Sinn für die Kleidung der Nebenmenschen und lasse keinen an dir vorübergehen, dessen Aussehen du nicht in allen Einzelheiten und für alle Ewigkeit in dein Hirn einprägst. Dann wirst du immer zeugnisfähig sein, Mörder, Räuber und Eindreher werden vor der Schärfe deiner Gedächtniskraft erblassen und die Gerechtigkeit wird siegen! —  
Joe.

### Kleines Feuilleton.

gr. Rund um Berlin. Wer das Geld hat, fährt um die Welt; wir fahren heute nur rund um Berlin. Es ist bedeutend billiger. Man hat den Wig für zwanzig Pfennig, wenn man noch einen Nidel zulegt, kann man sogar zweiter Klasse fahren, und man bekommt auch ein Stück Welt zu sehen.

Auf dem Potsdamer Bahnhof fängt die Reise an. Heller Nachmittag, es ist leer im Coupé, man hat es bequem, kann von einem Fenster zum andern laufen und sich die Gegend anschauen. Ganz interessant, diese Gegend, auch hier schon. Links vorläufig noch Hinterhäuser, aber rechts der Westen. Es muß sich gut wohnen im Westen. Was da für elegante Häuser stehen. Das Karlsbad mit seinen Gärten und seinen alten Bäumen. Hier muß es gut sein, wenn im Sommer die Rosen blühen und die grünen Kette schwanke Schatten auf Balkon und Loggia werfen.

Aber vorüber. Hinterhäuser und Lagerplätze schieben sich vor die Brunnpaläste. Links steigt die Hochbahn, ein Riesentier von Menschenhand. Eine Weile laufen ihre kühnen Vögel neben dem Geleise hin, dann verschwinden sie. Schöneberg. Warum das Ding Schöneberg heißt? Von Schönheit keine Spur. Ablose Straßenzüge, kein grünes Blatt, kein Baum, ein steinernes Labyrinth, tot, kalt und öde, aber vornehm. Die Häuser alle hochlegant. Im Straßenbilde dominiert der Soldat. Alles in allem eine langweilige Gegend.

Aber nun wird es freier. Tempelhofer — das Feld. Herunter mit den Fenstern, daß die Luft herein kann. Wunderbare, reine Winterluft, und unten auf dem Felde der Schnee, so still und weiß. Am Bahndamm spielen Kinder. Ihr helles Lachen klingt herauf, über die Chauffee rumpelt ein Bauerwägelchen, sonst nicht ein Mensch auf der weiten Fläche. Ein blauer Dunst in der Ferne verrät das Leben der großen Stadt. Schwarz und dunkel hebt sich die Hasenheide vom Felde ab, man könnte fast denken, es sei Wald da drüben.

Und rechts das Dorf. Aus bereiften Gipseln steigt die alte Feldsteinkirche auf — Gärten und Felder und über die Felder weg in der Ferne neue Dörfer und neue Türme, verschwimmend in dem blaugrauen Duff des Winternachmittags.

Der Zug geht in die Versenkung, links und rechts steile Hügelhänge. Nichts zu sehen als hin und wieder ein Baum, der neugierig über den Rand herunterguckt. Und so eine ganze Weile fort.

Aber jetzt Nizdorf. Das alte Dorf, die junge Stadt. Wirklich Nizdorf? Nicht der Westen? Nicht das Viertel, wo die Reichen wohnen? Breite Straßen, vornehme Häuser. Häuser neuester Mode. Jugendstil, Secession — man kann Kunststudien machen vom Coupéfenster aus. Und in allen Straßen grüne Alleen, und dazwischen Gärten, Obstgärten und Blumengärten, und Altes und Neues friedsam gestellt. Neben der Mietskasernen kleine Bauerhäuser, Kuhställe hinter eleganten Villen, rauchende Schöte und düstere Friedhöfe, und drüben aus Büschen und Bäumen lugt still und traulich das Haus der Herrnhuter hervor. Böhmisches Nizdorf — ein Bild aus alten Tagen.

Ueber die Köllnischen Wiesen geht es weiter. Wie ein Traum-bild taucht der Treptower Park empor und schwindet, weiß und kalt liegt die Spree zu unsren Füßen, eisige Bände halten Willen und Voote fest, nur in der Ferne, hinter der Abtei, blinkt offenes Wasser. Am Ufer der Liebesinsel sitzen Krähen; sie sitzen auf einer Eischolle und schauen trübelig drein. Dann steigen sie mit einem Mal jäh empor und verlieren sich krächzend über der Wuhlsheide.

Stralau—Mummelsburg — unsteigen! Mit dem Nordring geht es weiter; langweilige Fahrt. Wir kommen in den Osten. Es ist nicht schön da. Das Arbeiter-viertel!

Die Straßen sind häßlich, düster und eng, und die Häuser schmucklos. Nirgends ein Balkon; keine Loggia, kein Erler. Armen-leutsgegend; nur die Frankfurter Allee macht eine Ausnahme. Breit und prächtig zieht sie sich in die Stadt hinein. Sie ist still heute, kein Wagengerassel, kein Verkehr. Und ich stehe und sehe auf die stille Straße und denke an einen Sommertag, wo die Menschen sich hier in dichten Massen drängten. Und ich denke an einen schwarzen Zug, der unabsehbar da unten hinging, und sehe hinüber nach dem dunkeln Hain des Central-Friedhofs — und denke an ein Grab.

Der Alte —  
Vorüber, vorüber!  
Jetzt geht es schon auf Weikensee zu. Der Viehhof liegt hinter uns; links der Osten mit seinen häßlichen Straßen, rechts freies Feld und Laubenkolonien. Sie sehen öde und verrostet aus. Auf einer Bretterbude flattert noch der Rest einer vergessenen Fahne. Der

Winter hat ihr süßel mitgespielt, rein zum Hohn hängt sie an der Stange, ein elender Ferkel.

Langweilige Fahrt. Es geht immer zwischen Bahndämmen hin, man sieht gar nichts. Ab und zu kommt auch noch ein Tunnel und es wird auf Sekunden völlig dunkel. Dafür ist das Coupé sehr voll. Sogar im Mittelgang stehen Passagiere. Die Luft ist zum Ersticken. Das linke Fenster ist dicht besetzt, nur nach rechts noch ein Stückchen Aussicht frei.

Gesundbrunnen — Wedding — der Norden. Fabriken, Fabriken und nochmals Fabriken, auf den Straßen Geschäftswagen, Männer und Frauen in Werktagsgewand. Ruffige Zungen in blauer Bluse, hastende Mädchen, selbst die Kinder eilen und jagen, man muß schnell sein im Kampf ums Brot.

In vollen Accorden braust die gewaltige Hymne der Arbeit herauf.

Auf einem Bauplatz haben sie eine Eisbahn eingerichtet. Eine verstimmte Drehorgel liefert die Musik. Schwer und dick drückt der Rauch der Schöte auf den Platz, aber die Kinder jubeln und lachen, man ist genüsslich hier draußen im Punkte Wintervergnügen. Putzstraße, Deusselstraße; das Coupé wird leerer, die Begen freier. Das Feld beginnt. Im Hintergrunde steigt der Wald auf. Ueber seinen Gipfeln liegt eine schwarze Wolkendecke. Es liegt Schnee in der Luft. Jungferneide. Der letzte Passagier verläßt das Coupé. Der Zug braust hinaus. Ein Wintermärchen liegt die Landschaft da.

Weite Niederungen, in der Ferne die Heide, bald flach sich hinziehend, bald hügelig aufsteigend, hin und wieder ein Haus, verloren in Stille und Einsamkeit. Jetzt geht es an der Spree entlang. Sie ist nicht gefroren hier draußen. Schwarz und regungslos liegt ihr Wasser. Links taucht der Charlottenburger Schlosspark auf. Die Schleier der Dämmerung weben in seinen dunklen Gängen. Es huscht um die Büsche wie gespenstige Schatten. Sind sie wieder lebendig geworden die Geister der Finsternis und der Schande, die hier vor einem Jahrhundert ihr Wesen trieben? Kommen sie lachend zu triumphieren, weil ihr Reich noch immer dauert auf dieser Welt?

Die Sonne hat sich noch einmal herausgewagt, rosiges Licht haucht sie über die Höhen von Westend, über die Föhrenhänge des Grunewalds, ein letztes Aufblähen, dann sinkt sie ganz, nur ein verzitterndes Glänzen spielt noch in der Ferne über den Dächern von Charlottenburg-Halensee.

Es geht wieder in die Stadt hinein. Das Coupé füllt sich, in Wilmerdorf ist es beinahe voll geworden. Elegante Damen in Abendmantel und Theaterschawl. Sie tragen Hücher und Opernglas und lachen und schwagen. Sie sind offenbar sehr indigniert, als in Schöneberg noch mehr Fahrgäste kommen, Arbeiter von der Gasanstalt, verstaubt und ruhig, sie lassen sich müde auf die letzten freien Plätze fallen.

Das junge Mädchen in der Ecke greift nach ihrem hellblauselbigen Pompadour, den der verschmierte Rock des einen Manns streift. Mit einem empörten Blick reißt sie das zarte Ding an sich.

Die alte Dame sagt: „Wir hätten zweiter Klasse fahren sollen.“ Draußen auf den Feldern liegt die Nacht. —

### Kunst.

H. Im Salon von Bruno und Paul Cassirer ist gegenwärtig eine Ausstellung von Zeichnungen und ornamentalen Entwürfen Thomas Theodor Heines veranstaltet, die außerordentliches Interesse erregt. Es sind in der Hauptsache Originale und vorzügliche Drucke der durch den „Simplicissimus“ allgemein bekannt gewordenen Zeichnungen dieses Künstlers, der berühmten „Wilder aus dem Familienleben“, der politischen Karikaturen, der Tierhumoresken usw. Und doch steht man in dieser Ausstellung, in der vereint ist, was sonst nur auf einzelnen Blättern verbreitet wurde, überrascht vor der Fülle und dem Reichtum des Künstlers, der sich als Karikaturist durch seine trefflichere Charakteristik und seinen unerschöpflichen Witz der Erfindung weit über alle heute schaffenden deutschen Zeichner erhebt. Was für eine stattliche Reihe von Typen marschiert in den Familienbildern auf, wie schlagfertig ist der Gesichtsausdruck und die ganze Haltung etwa eines sich in den Sofa hinstreckenden Spielers mit ein paar Strichen gegeben! Ich kann freilich nicht sagen, daß mir die Art seiner Zeichnung mit ihrer flächenhaften Behandlung und den dicken festen Umrisslinien sonderlich sympathisch wäre, aber es ist in seinen Ebnen oft ein Witz und eine Kraft der satirischen Charakteristik, die zur Anerkennung zwingen; bei manchen flüchtigeren Blättern tagespolitischer Inhalts beruht die Wirkung allerdings auch fast ausschließlich auf den Witz der Erfindung und bedarf des darunterstehenden Textes und des Kommentars durch die gleichzeitigen politischen Ereignisse durchaus. In einigen Blättern ferner, z. B. in den Scharfrichter-scenen, spielt der Künstler in einer Weise mit dem Grauen, die mir wenigstens jedesmal einen Miß giebt; da wird der Beschauer zwischen dem Entsetzen über den Hauptvorgang und der Lächerlichkeit der Personen im Vordergrund hin- und hergerissen, und auch in der Darstellung des Vorgangs ist ein Moment des Lächerlichen, das ich mit dem Motiv absolut nicht vereinen kann.

Was indessen in der jetzigen Ausstellung am meisten auffällt, das ist die starke dekorative Begabung, die sich in allen Blättern zu erkennen giebt. Nicht nur in den ornamentalen Entwürfen, sondern auch in den Zeichnungen und Karikaturen ist die Komposition ausgezeichnet, auch in den flüchtigsten Blättern ist die Zeichnung zu

einem geschlossenen Ganzen abgerundet. Ebenso befriedigt die farbliche Komposition in den Originalen weit mehr als in den manchmal recht schlechten Drucken des „Simplicissimus“. Heine arbeitet, wie die Reproduktionstechnik es verlangt, mit wenigen, in der Regel lebhaften und kräftig konstruierten Farbentönen, mit denen er oft sehr eindrucksvolle Stimmungen hervorzurufen weiß. —

### Völkerrunde.

se. Ein Schießbogen als Musikinstrument. Wel den Maidu-Indianern in nördlichen Kalifornien haben die amerikanischen Forscher jüngst ein merkwürdiges Musikinstrument entdeckt, das in nichts Anderem besteht, als in einem gewöhnlichen Schießbogen. Dieser ist aus Cedernholz gearbeitet, besitzt eine Länge von 2 1/2 Fuß und ist entweder mit Draht oder, wie es früher Sitte war, mit einem feinen Sehnenstrang bespannt. Wenn dieser Bogen als Musikinstrument benutzt werden soll, so wird er mit der linken Hand in der Mitte gefaßt, indem der Daumen nach innen und die Handfläche nach vorn gerichtet ist. Das eine Ende des Bogens wird dann in den Mund genommen und die Sehne schnell mit einem kleinen biegsamen Zweig, der in der rechten Hand gehalten wird, geschlagen. Der Mund dient als Schallboden, und die verschiedene Höhe der Töne wird dadurch erzeugt, daß die Größe der freien Mundhöhle teils mit Hilfe der Zunge teils durch Öffnen oder Schließen der Rinnbänder verändert wird. Die Töne sind allerdings sehr schwach und nur aus kurzer Entfernung hörbar. Dieser Gebrauch des Bogens ist auf die Priester und Medizinmänner beschränkt, und andre Personen dürfen nur selten bei solchen Konzerten zugegen sein, vor allem ist es niemandem erlaubt, das Instrument zu berühren. Diese Vögel genießen unter den Indianern eine hohe Verehrung und werden von den Medizinmännern nur bei ihrem Verkehr mit den Kulkini oder Geistern gebraucht, auch ist ihre Herstellung mit ceremoniellen Gebräuchen verbunden, zu denen unter andern eine Einreibung des Bogens mit Menschenblut gehört. Ein derartiger Gebrauch des Schießbogens ist nicht ohne Beispiel, aber es ist wohl anzunehmen, daß die Indianer ihn selbst erfunden und nicht etwa durch Verührung mit andern Völkern übernommen haben. —

### Astronomisches.

— Erdlicht und sein meteorologischer Zusammenhang. In der „Straßburger Post“ schreibt Wilh. Krebs: Der jetzt wieder zunehmende Mond läßt neben seiner noch sehr schmalen Sichel in einer überraschend ausgeprägten Weise die aschgraue Beleuchtung der übrigen Scheibe erkennen. Diese Beleuchtung wird allgemein als wirklich reflektiertes Erdlicht angesehen und ist nicht zu verwechseln mit dem dunkelroten Schimmer der verbunkelten Mondscheibe bei einer Verfinsternung dieses Gestirns. Die Erklärung, die für das rötliche Licht des verfinsterten Mondes noch nicht erbracht ist, darf höchstwahrscheinlich in der Biegung von Sonnenstrahlen, auf ihrem Weg durch die dunstige Erdatmosphäre, gesucht werden. Die aschgraue Beleuchtung der nicht besonnenen Mondfläche ist zuerst von Leonardo da Vinci als zurückgeworfenes Erdlicht erklärt worden. Ihre sehr wechselnde Stärke nach Arago und andern Physikern Aufschluß geben über die wechselnde Klarheit der Erdatmosphäre. Das außerordentlich starke Auftreten der schwachen Erscheinung gerade in diesen Wintertagen läßt noch an einen andern Zusammenhang denken. Fast ganz Europa, bis in die Mittelmeerländer hinein, ist mit einer dicken weißen Schneedecke überzogen. Auf den an den Küsten mit Eis umfämnten oder von treibenden Schollen bedeckten Meeresstellen sind dicke Nebel an der Tagesordnung. Die dem Monde zugewandte Seite der Erde in unsern Mondnächten ist demnach ungewöhnlich weiß. Das Erdlicht muß unter solchen Umständen besonders große Helligkeit besitzen. Ueberdies liegt der Mondstand zur Zeit in den frühen Abendstunden, so daß ihm besonders viel von der osteuropäischen Nachtseite zukommt. Die größere Breite des Kontinents und die weitere Ausdehnung seiner Schneedecke begünstigt noch diese Verstärkung des Erdlichts. Wer diese Erscheinung, die indirekt wenigstens einigen Aufschluß giebt, über den äußeren Eindruck, den unsre Erde den hypoböotischen Beschauern auf benachbarten Gestirnen hinterläßt, mit eignen Augen kennen lernen will, hat wegen des frühen Mondstands in diesen Tagen dazu die bequemste Gelegenheit. —

### Humoristisches.

— Bestrafte Schadenfreude. „Haben Sie's schon gehört? Den Doktor haben sie gestern aus dem Lesevereine hinausgeworfen!“

„Wirklich?! . . . Ah, das gönnt' ich diesem eligen Menschen! . . . Was hat er denn getan?“

„Ihre Gedächtnisse hat er vorlesen wollen!“ —

— Angenehme Unterhaltung. Birt (als sich bei einer Kauferei die Sommerfräule auf die Bäume und Dächer flüchtete): „Düss muß ma mir schon lassen — bei mir unterhalten si' d' Leut' immer am allerbesten!“ —

— Beim Vogelhändler. „Sie bringen mir jetzt nach Wochen den Papagei zurück — was haben Sie denn an ihm auszuweisen?“

„Der Pa-Pa-Pa-Pa-gei-st-st-st-stottert ja!“ —  
(„Flieg. W.“)